

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 58 (1949)
Heft: 11-12

Artikel: Über die Menschlichkeit Goethes
Autor: Max, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UEBER DIE MENSCHLICHKEIT GOETHES

V O N D R. H U G O M A X

«Und was ihr heute nicht leben könnt, wird nie.»

George.

Als am 28. August 1749 «mittags mit dem Glockenschlage zwölf» in Frankfurt am Main im Hause am Grossen Hirschgraben Johann Wolfgang Goethe geboren wurde, trat ein Mensch ins Leben und in die Welt, dessen Umriss sich keinem Maßstab fügen. Erfüllt von weiten und kräftigen Spannungen, wie kaum einer des lebengebenden Wortes mächtig, voll staunender Fragen vor den Geheimnissen der Natur, viele Jahrzehnte lang strahlender Kernpunkt des geistigen Lebens seiner Zeit, heute noch wirksam wie ehemals, wachsend, unerreicht: so steht der Unvergleichliche vor uns, vor dessen Grösse und gegen dessen Vorzüge uns nur Bewunderung und Liebe retten. — Und die Grösse dieses Mannes ist sehr eigener Art: nur scheinbar himmelweit von uns entfernt, kommt sie uns im Menschlichen unendlich nahe, wenn wir einmal versuchen, den Dichter wörtlich zu nehmen. «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!» bekennt er glücklich inmitten fröhlich feiernden Oster-spaziervolks mit gewinnender Freimütigkeit in seinem «Faust». Das ist keine unverbindliche Phrase, wie wir uns zu glauben angewöhnt haben; es ist vielmehr der Ruf eines Mitmenschen, der sich zu uns gesellen und mit uns feiern will.

Die romantischen Dichter haben Goethe als einen «praktischen» Dichter bezeichnet und meinen damit die unmittelbare Menschen- und Lebensnähe, die sachliche, biographische Wahrheit, die aus seinem Werke spricht. Goethe will kein Dichter sein, der fein und zerbrechlich wie Glas sich am Leben zerstösst und zerschlägt. Er steht im Leben — und seine Dichtung mit ihm — breitbeinig wie ein wohlbegüterter, selbstbewusster und freier Bürgersmann, dem das Schaffen, das «immer strebend sich Bemühen», mehr am Herzen liegt, als erdenfernes Schweben in subtiler Luft des Geistes und der Kunst. «Poetischer Gehalt aber, sagt er in seinem Wort an junge Dichter, ist Gehalt des eigenen Lebens.» Und in seinen Maximen und Reflexionen lesen wir: «Alle praktischen Menschen suchen sich die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen sie kopfrecht haben.» Goethe will die Welt praktisch und handrecht haben. Selbst in Fragen der Religion verhält er sich wie ein Mann der Tat, der «des Gedankens Blässe» erkannt hat: «Auch werden wir alle», sagt er zu Eckermann, «nach und nach aus einem Christentum des Worts und des Glaubens im-

mer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.»

Goethes Dichtung ist nicht nur Wunsch- und Denkbild oder dichterische Schau des Erträumten und Ersehnten. Sie ist vor allem andern und in hohem Masse Bekenntnis eigenen, gelebten Lebens. Der Dichter Goethe will nicht träumen. Er will daselbe, was der Mensch Goethe will: verwirklichen, handrecht machen. Wie anders liesse sich das Interesse erklären, das er am täglichen Leben, an Handel, Gewerbe und Technik nimmt. Dem Minister des Weimarer Ländchens ist keine Arbeit zu gering. Er opfert zehn wertvolle Mannesjahre dem wirtschaftlichen Aufbau des verlotterten Herzogtums, forstet Wälder auf, sorgt für Bewässerung, fördert den Bergbau, legt Sümpfe trocken und freut sich des wachsenden Wohlstands. Aber sein Blick haftet nicht an der Enge der Heimat; er stösst weit über Weimar hinaus. Die ganze Welt ist sein Raum, die er mit liebenden Augen umgreift. Seine Zukunftsfreudigkeit ist umfassend und hat für seine Umwelt etwas mitreissend Ansteckendes. Zivilisatorische, verkehrstechnische Pläne gehören zu seinen Lieblingsgedanken: die Verbindung von Donau und Rhein, die Oeffnung des Mexikanischen Meerbusens zum Stillen Ozean, der Kanal von Suez! «Dies alles noch zu sehen, ruft er aus, würde es wohl lohnen, auf Erden noch etliche fünfzig Jahre auszuhalten!» Das klingt wie ein Affront gegen unsere philosophisch-gegenstandslose Vorstellung vom «schöngeistigen Dichter», die auch seine Zeitgenossen mit uns gemeinsam haben. Aber es passt zu dem Manne, der «die Forderung des Tages als die Pflicht des Menschen» preist und der im «Faust» dem Engel die Verheissung in den Mund legt: «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.»

Goethe will wörtlich genommen werden. Wenn er «bauen» sagt, meint er ein Feld oder ein Haus; sagt er «pflanzen», so meint er Korn, Baum oder Blume. Er meint es immer praktisch, nicht metaphorisch oder uneigentlich, bildlich. Daher ist ihm auch das Grosse an den Alten, den Griechen, dass ihre Kunst beispielhaft für alles Leben und Tun geschaffen ist, und dass sie nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und Tat auffordert. In Wilhelm Meisters Wanderjahren sagt er: «Es ist nicht genug, zu wissen, man muss auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muss auch tun»,

und an anderer Stelle, den Maximen und Reflexionen, «es ist nichts furchtbarer anzuschauen als grenzenlose Tätigkeit ohne Fundament. Glückliche diejenigen, die im Praktischen gegründet sind und sich zu gründen wissen. Dem tätigen Menschen kommt es darauf an, dass er das Rechte tue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.»

Das Ideal — bei Goethe sagt man besser — das Notwendige wird nicht verwirklicht in abseitiger Innerlichkeit oder in gewaltsamer Aktion, sondern in ineinander greifender Tätigkeit, gleichsam von Hand zu Hand, in der Harmonie mit dem Möglichen, was eine weise Bescheidung auf die begrenzten Fähigkeiten des *genus humanum* in sich schliesst. Der Mensch hat seine Grenzen. Die werden bei Goethe nicht diskutiert; sie sind gottgewollt. Was Gott aus ihm gemacht hat, das ist er wert, darin ist er zu vervollkommen.

Schon das Neugeborene ist vollständig und ganz:

«Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen. So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben, sie erziehen aufs Beste und jeglichen lassen gewähren.»

(Hermann und Dorothea.)

Ja, Goethe nennt es lieblos und unmenschlich, dem Menschen den Spiegel seiner Gebrechen vorzuhalten. «Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig», und er habe noch nie von einem Irrtum gehört, den er nicht selbst schon begangen habe, gesteht er in Maximen und Reflexionen. So bleibt ihm der Mensch stets ein Ganzes in Gut und Böse, und so begegnet er ihm. Das Beispiel der Guten aber soll die Welt innerlich und sanft bezwingend wandeln:

«Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiss sie festzuhalten.»

«Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist eingeweiht.» Und die Prinzessin bezeugt im «Tasso», dieser reinen Gestaltung der inneren Geselligkeit der Menschen zueinander:

«Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei;

Allein die Guten bringen sie zurück.»

Hier im «Tasso» wirkt schöpferische Liebe im kleinen Kreis, lebt das aus ihr gezeugte Beispiel ein pulsierendes Leben. Eine neue Sozietät der Guten und Freunde schwebt Goethe vor, in welcher die aus den reinen Tiefen des Ursprungs und der Schöpfung wiedergeborenen Menschen beieinander wohnen. —

Glaube von Mensch zu Mensch, der gütig wie die Natur schaffend das Gute wirkt, liegt der «Iphigenie», der seelenvollsten Dichtung Goethes zugrunde. König Thoas, der Nichtgriecher, durchkämpft in seiner Seele die lange Stufenleiter menschlicher Läuterung vom Barbaren zum gütigen Menschen. Er gibt Iphigenie, die geliebte Frau und die Priesterin, aus Menschlichkeit frei und verzichtet auf die Forderung der barbarischen Gottheit seines Landes auf das Menschenopfer. Sein erlö-

sendes «lebt wohl» beim Abschied liegt vor jeder tragischen Katastrophe des Menschenlebens. Menschliche Schwächen und Gebrechen sind zum Guten gewendet worden; tragische Verkettung, die zur Vernichtung führen müsste, ist nicht mehr möglich.

«Alle menschlichen Gebrechen

Sühnet reine Menschlichkeit,»

so schliesst Goethe eine dichterische Widmung, die er 1827 dem Schauspieler Wilhelm Krüger mit einem Exemplar der «Iphigenie» übersendet. Ein Höchstes, das sterblicher Zunge je entflohen, ist damit ausgesprochen und zum Wirken in die Welt gestellt.

Goethes Menschlichkeit ist eine Forderung und ein Beispiel aus dem gelebten Leben heraus in gelebtes Leben hinein, damit sie darin zünde. Die Gestalten seines dichterischen Werks begegnen einander gutwillig und human im reinsten Sinne des Worts. (Die Bösewichter und die Unedlen sind nur dramatisch notwendig als die Wortführer der Negation.) Thomas Mann hat unlängst die Seite der Goetheschen Gutwilligkeit beleuchtet: «Die grossartige Gutwilligkeit des Menschen Goethe, davon konnte man leben. Ein anderer Name für Lebensfreundschaft ist Liebe, und Liebe, dieses Wort steht bei Goethe neben Leben.»

Das Gedicht «Das Göttliche», welches mit den Versen schliesst:

«Der edle Mensch sei hilfreich und gut!

Unermüdet schaff er das Nützliche, Rechte,

Sei uns ein Vorbild jener geahneten Wesen.»

dürfen wir als den höchsten Ausdruck menschlich-gutwilligen Verhaltens betrachten. Es enthält den allgemein verpflichtenden Imperativ, wie eine Bitte und wie ein herzlicher, inniger Wunsch, der menschenverbindend und weltvereinend ist. — «Davon könnte man leben»; das ist gewiss wahr.

Als die französische Revolution ausbricht, und das Schlagwort von den Menschenrechten durch Europa dringt, da horcht Goethe auf, prüft den Klang, wägt die Tat, erkennt die Verführung und wendet sich ab. Er sieht den Weg zur Menschlichkeit nicht in gewalttätiger Gleichmacherei, sondern im regen Spiel der von Natur ungleichen Kräfte der Menschen, die zum Guten ausgerichtet sind.

Zwanglos und sanft überredend, gutwillig und gutmütig entscheidet Goethe die Fragen des Lebens — menschlich.

Religion: «Unser lieber Herr wollte nicht, dass es ein Ohr kosten sollte, dieses Reich auszubreiten; er wusste, dass es damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der Türe und sie nicht einschmeissen» (Brief des Pastors).

Politik: «... Ein Franzose ist vom Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das andere sind politische Konsiderationen» (ebenda).

Freiheit: «Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch» (Tagebuch Ottiliens in den Wahlverwandtschaften).

So kann sich nur äussern, wer das Vertrauen ins Leben immer bewahrt hat, wer ohne Verbitterung (die er mit der wunderbaren Unverletzlichkeit des Kindes glücklich und leicht überwindet) jung, offen, aufnahmebereit für die Fruchtbarkeit grosser Eindrücke geblieben ist. So spricht, wer nach stürmischer Jugend gereinigt und gestärkt es vermag, im Grossen, Allgemeinen, im Ganzen zu leben, zu wirken und zu erkennen. Dieses Glück war Goethe beschieden. Der Dichter des «Werther» und des «Götz» kehrt als reifer Mann zurück zum Gedanken der Tugend als dem Bürgen der Menschenwelt. Er besinnt sich auf die untrüglichen Zeichen der humanen Zeiten, in denen die Menschheit festen und in sich selber ruhenden Bestand hat. Aus dieser sicheren Burg heraus fördert er die Guten, weist aber auch die Unbotmässigen zur Ordnung, weil es nicht angeht, dass missmutiger Wahn und innermenschliche Unordnung den Gutgesinnten die Erde verleidet. Das Bild und das Antlitz des Seienden, Bleibenden, die reine Gestalt des Lebens taucht immer klarer empor, und Goethe bemüht sich, dieser Erkenntnis zu leben. Er schreibt 1787 aus Italien: «Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.»

Bleibende Verhältnisse, die dem Geiste Ewigkeit verschaffen und unvergänglich sind, liegen dem Dichter nahe, der wie Goethe auch Naturforscher ist und der sein Leben lang sich abmüdet, das unbewusste Schaffen der Natur zu ergründen und seine besondere Gesetzmässigkeit zu erkennen. Es wundert nicht, dass er auch das Leben des Menschen als durch natürliche Kräfte bewirkt betrachtet, es als gesetzmässig, unveränderlich, als dunkel zu erahnendes Naturereignis und -geheimnis versteht. So enthalten Goethes Werke in idealen Umrisen die Naturgestalt des Menschengeschlechts, die einfachen und unmittelbaren Lebensformen, in denen das Besondere, Eigenartige und Individuelle leicht und ohne Zwang in das Allgemeine aufgeht. Die Forderungen der Sitte und der geselligen Ordnung erscheinen als natürliche Lebensprozesse, die von Beginn an dem harmonischen Ganzen des Lebens innewohnen. Der Bauer am Pflug, der Hirt bei den Schafen, die Frau mit Spindel und Nadel, der Fürst um das Wohl des Landes bekümmert, der Gelehrte bei seinen Büchern . . . das ist alles Geist und Leben in natürlicher Notwendigkeit, sinnvoll verknüpft und gebunden, seiner selbst nicht bewusst, selbstverständlich tätig und schaffende Natur, «wirkend der Gottheit lebendiges Kleid».

Wo Harmonie ist und Gleichklang des Lebens, da sind in allen Spielarten und auf allen Stufen der geselligen Ordnung die Götter nah, und «der geringste Mensch», schreibt er in Wilhelm Meisters Wanderjahren, «kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge wer-

ZUM TITELBILD

*In deinen Augen liegt ein Leid,
Das mich erschüttert, Kind.
Allwissend scheinst du, ernst und tief —
O, wär dein Ahnen blind!*

*In deine Seele fiel der Schmerz
Hinab mit hellem Klang,
Und deine Augen wussten es:
Die Himmelsglocke sprang!*

Herta Schilling.

den verdunkelt, wenn jenes unerlässlich geforderte Ebenmass abgeht».

An diesem Komplettein auf jeder Stufe des Lebens, an den kompletten Spielarten Mensch, ist Goethe alles gelegen. Seine Menschen, die Gestalten seiner Dichtungen, erreichen dieses Ziel, indem sie in allem menschlich reagieren, human gutwillig handeln. Der Edle kann nicht anders; der Unedle wird sanft zum Guten hingeleitet. Dazu gehört Geduld miteinander und eine aus der Menschlichkeit kommende, überlegene Duldsamkeit. Sie muss in den Gesinnungen liegen, und «diese sind das lebendige Gemüt». Toleranzgesinnung, die bei Goethe aus menschlichem Herzen stammt, nicht aus dem Verstand wie bei Lessing, muss schliesslich zur Anerkennung des Mitmenschen führen, denn «Dulden allein hiessé beleidigen».

Als Goethe 1779 bei Lavater in Zürich weilt, da empfindet er in der Familie des gelehrten Freundes jenes Ebenmass des Lebens, das auf der entsprechenden Stufe schön und voll ausgelebt wird. Er schreibt darüber an Knebel: «Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuss des Lebens. Doch habe ich deutlich gesehen, dass es vorzüglich darin liegt, dass jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hat.»

Goethes Menschlichkeit, «davon kann man leben»! In ihr liegt die verpflichtende Erbschaft, die der immer junge, nun zweihundertjährige, wahrhaft erste Weltbürger uns als ein Gut hinterlassen hat, das wir an uns selbst erwerben müssen, um es sicher zu besitzen. Der Unvergleichliche, kehrte er heute in die Welt zurück, fände die Menschheit in auswegloser Wirrnis und Irrtum verschuldet. Goethe würde uns nicht verdammen. Er brächte uns wieder das lebengebende, erlösende Wort:

«Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.»